Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

endlich klar, daß es keine Schande ist, von den Reklameblättern als reaktionär, als befangen in Sonderinteressen, als unduldsam, mit einem Wort als antisemitisch verschrieen zu werden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Symbiose. Vor einiger Zeit wurde in den Grenzboten die Ansicht ausgesprochen: Wucherer wie die westdeutschen Güterschlächter und Viehhändler müßten allerdings bestraft werden, nicht um den dortigen Bauernstand zu retten, wozu andre, positive Maßregeln gehören würden, sondern weil doch eben eine Schädigung des Nächsten, bei der es nicht heißen könne: volenti non fit injuria, nicht ungestraft bleiben dürfe, und weil das Treiben der gemeingefährlichen Menschenklasse, um die es sich dabei handelt, gebrandmarkt werden müsse; dagegen widerfahre dem Liederlichen, der sich an den Halsabschneider wendet, von diesem nur sein Recht, und der Staat habe keine Veranlassung, sich des einen gegen den andern anzunehmen. Wie richtig der zweite Teil dieser Ansicht ist, hat jeder Tag der Verhandlung in Hannover gezeigt. Als schutzbedürftige Waisenknaben wird die alten Generäle und Rittergutsbesitzer, die dort als Zeugen auftreten, doch niemand hinstellen wollen. Auf Kavalier reimt sich Vampyr; keine dieser beiden Arten von Tierchen kann ohne die andre leben, und kann oder will man die Kavaliere nicht ausrotten, so wird man ihnen wohl oder übel die Vampyre, die ja andern Geschöpfen nichts thun — wer von uns Grenzbotenleuten hätte wohl von Seemann und Genossen etwas zu fürchten! — so wird man ihnen also dieses Ungeziefer lassen müssen. Und dann: wie kommt der Staat dazu, das Falschspielen zu bestrafen? Er erkennt den Spielvertrag nicht an (daher kommt es ja, daß Spielschulden Ehrenschulden sind), folglich geht ihn die Verletzung dieses Vertrages durch Betrug so wenig etwas an, wie die durch Nichtbezahlung der Spielschuld. Ja der Staat verbietet sogar das Hazardspiel. (Daß er nicht den Spieler bestraft, sondern den Wirt, bei dem gespielt wird, daß er selbst durch seine Lotterie zum Spiel verleitet, daß er dann wiederum das Spielen in den „ausländischen," d. h. in der sächsischen, der braunschweigischen u. s. w., Landeslotterien verbietet, gehört zu den zahllosen Widersprüchen, in die sich unsre Strafgesetzgebung rat- und hilflos verwickelt hat.) Wie kann er den Spieler in Schutz nehmen gegen den Spielgenossen, der ihn bei der verbotnen Handlung bemogelt? Das ist ja gerade so, wie wenn er einen Spitzbuben davor schützen wollte, von seinen Diebsgenossen bei der Teilung der Beute übervorteilt zu werden! In volkswirtschaftlicher und sozialer Beziehung aber ist es ganz gleichgiltig, ob der Spieler sein Geld an einen ehrlichen oder an einen unehrlichen Mitspieler verliert. Ja, wenn durch die Bestrafung des falschen Spielers das Geld gezwungen werden könnte, an die Stellen zu flüchten, wo es von Rechts wegen hingehört! Aber daran ist ja gar nicht zu denken! „Ich sagte mir — so äußert sich der Zeuge Graf Sierstorpff —, es ist gleichgiltig, ob ich nach Monaco gehe oder zu Samuel Seemann." Was ein rich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tiger Kavalier ist, der wird seine Goldstücke eher in den Ausguß werfen, als daß er seinen Schuster oder Schneider oder seine Wäscherin bezahlte oder der halbverhungerten Tagelöhnerin auf seinem Landgute zu ihrem winterlichen Tagelohn von dreißig Pfennigen einen Nickel zulegte. Der große Kavalierprozeß hat außer den hier angedeuteten noch ein halbes Dutzend andre interessante Seiten. So z. B. ladet er zu einer Meditation über Juvenals achte Satire ein. Zum Motto könnte man den zehnten Vers nehmen: was nützen die Ahnenbilder schlachtenberühmter Vorfahren, wenn man vor ihnen die Nächte mit Würfelspiel zubringt? Oder V. 269 bis 272: möchtest du doch lieber ein Achill und des Thersites Sohn sein, als selbst ein Thersites, der einen Achilles zum Vater hat!

Unsre deutschen Lettern gelten bekanntlich vielen Leuten als ein alter Zopf, der keinen Nutzen habe, sondern nur den ABC-Schützen und den Ausländern doppelte Mühe verursache und allen, die viel davon lesen, nur die Augen verderbe. Ganz unbegründet ist diese Meinung gerade nicht. Dennoch kann man wohl behaupten, daß die Mehrbelastung der Anfänger nicht sehr groß sei; wenigstens habe ich an meinem Jungen beobachtet, daß ihm die lateinischen Buchstaben keine fühlbare Mühe weiter gemacht haben, nachdem er vorher die deutschen ordentlich gelernt hatte.*) So wirds auch den Ausländern auf dem umgekehrten Wege gehen, zumal da sie bekanntlich unsre Fraktur als Zierschrift ohnehin zu kennen pflegen. Schwerer wiegt der zweite Vorwurf, daß unsre Buchstaben die Augen verdürben und die Hauptschuld an der Brillenpest trügen, die auf den Gesichtern Neudeutschlands grassirt und jedem Ausländer, der zum erstenmal unsre Grenze überschreitet, oder der ein halbes Dutzend Deutscher im Auslande beisammen sieht, auffällt. Der bekannte Apostel der Rundschrift, Herr Soennecken, liegt seit einem Vierteljahrhundert schon gegen die alte Fraktur zu Felde, viele Augenärzte haben sie geradezu als das verderblichste Augenpulver verurteilt, und auch unsre preußische Oberschulbehörde hat sich genötigt gesehen, aus den Schulbüchern wenigstens einen zu kleinen Druck fernzuhalten. Zum Glück giebt es in Deutschland noch genug Leute, die unsre Fraktur nicht für einen mottigen Zopf halten, sondern die Schrift, in der ihre Bibel, ihr Gesangbuch und — ihre Zeitung gedruckt ist, der fremden „lateinischen" Schrift vorziehen und es mit Vergnügen den gelehrten Herren überlassen, ihre mehr oder weniger bedeutenden Werke in Antiqua drucken zu lassen.

Vermutlich bin ich nicht der einzige Brillenträger, der sich die Frage vorgelegt hat, warum denn im vorigen Jahrhundert so wenig von Kurzsichtigen die Rede gewesen ist, wo doch die deutschen Lettern fast ausschließlich für deutschen Textdruck üblich waren. Ein Zufall wollte es, daß ich vor einigen Wochen einen alten Druck aus dem vorigen Jahrhundert zu studieren hatte. Da war ich durch nichts mehr überrascht, als durch die angenehme Art, wie sich der Text las. Freilich war es kein Augenpulver, sondern großer Satz (Cicero, wie ihn der Drucker nennt); aber an der Größe allein lag es nicht. Die altertümlich geschnittenen Buchstaben waren offenbar dem Auge viel leichter zu fassen. Wohl den Leuten, dachte ich, die nur solche Art Schrift zu lesen brauchten; daran hat sich nicht leicht jemand die Augen verdorben!

*) Noch viel leichter ist die Sache, wenn erst die lateinischen gelernt werden. Ein Mädchen von 5½ Jahren hat kürzlich in Zeit von vier Wochen lesen gelernt, beide Alphabete immer fröhlich neben und durch einander, und liest jetzt schon jedes Wort in der verschnörkeltsten Zierform! Das ewige Gejammer über die Belastung unsrer Kinder durch das doppelte Alphabet ist einfach kindisch. D. R.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe nun versucht, den Unterschied festzustellen. Hier ist kurz das Ergebnis.

Erstens waren die Lettern alle viel runder geschnitten als die modernen. Wenn man z. B. den Buchstaben o in den verschiednen jetzt gebräuchlichen Schriftsorten (Werkdruck) betrachtet, so wird man finden, daß er in seinen beiden Durchmessern, dem wagerechten und dem senkrechten, recht veränderlich sein und fast von der Kreisform bis zur schlanken Ellipse variiren kann. Vergleicht man weiter Antiqua und Fraktur von gleicher Größe, so hat gewöhnlich die Antiqua den kreisähnlichen Schnitt. Dasselbe gilt aber auch von den andern Buchstaben. Bei dem alten Druck ist das Verhältnis der Höhe zur Breite auch bei sonst sehr schlanken Buchstaben (ſ, f, t, l, b, z, k, r, e, i) günstiger und etwa dem in dem gleich großen Antiquaschnitt ähnlich. Darum lesen sie sich leichter.

Dazu kommt aber zweitens, daß die Buchstaben nicht so eng aneinandergesetzt wurden wie heute, wo der Schriftgießer offenbar den „Kegel" seiner Lettern gar nicht schlank genug bekommen kann. In den alten Drucken hat jeder Buchstabe zur Seite einen angemessenen Raum. Ich erinnere mich nun, daß, als vor etwa zwanzig Jahren die Kölnische Zeitung aus ihrem Leserkreise um Abschaffung der bei ihr recht kleinen Frakturlettern und um allgemeine Einführung der Antiqua (die im Börsenbericht bei ihr üblich ist) ersucht worden war, die Redaktion erklärte, man könne sich dazu nicht entschließen: der Antiquasatz erfordere mehr Papierfläche für den gleichen Inhalt wie die Fraktur, und eine merkliche Vergrößerung des Umfangs der Zeitung, sei es im Format oder in der Bogenzahl, sei eine mißliche Sache. Das also ist des Pudels Kern: die Fraktur gestattet eine bessere Ausnutzung der Papierfläche, und von allen verschiednen Frakturschnitten ist der engste der vorteilhafteste! Und das hat uns nach bekannten Zuchtwahlgesetzen allmählich unsre gequetschten Frakturlettern herangezüchtet. Solche Findigkeit lag anscheinend den Druckern früherer Jahrhunderte noch fern. Jede Letter bekam da gleich vom Schriftgießer soviel Raum (Spatium) mit auf den Lebensweg, daß, wenn man damals ein im Texte hervorzuhebendes Wort wie heute gesperrt hätte drucken wollen, das leicht unschön ausgefallen wäre. Darum war es damals üblich, solche Wörter in Schwabacher Schrift zu setzen.

Die Knickerei mit dem Raum hat übrigens zuletzt auch unsre Antiqua nicht verschont. Bei den meisten größern in deutschen Druckereien vorhandnen Lettern dieser Art ist der Schnitt durchweg schlanker als bei den großen englischen. Vor mir liegt die neueste Auflage von Paulsiecks deutschem Lesebuch für Vorschulen: der hier den Augen unsrer Kleinen gebotne Antiquasatz (Korpus von Fischer & Wittig in Leipzig) zeigt lauter schlanke, seitlich zusammengedrückte Buchstaben, und wie fein sind die Haarstriche! Wie weit gerade bei größerer Schrift die Verquetschung getrieben wird, ist leicht zu zeigen. Man nehme einmal eine Lupe und vergrößere irgend eine kleine Schriftsorte (Petit oder Kolonel), wie sie in den Anmerkungen des Antiquadrucks unter dem Text üblich sind, sodaß ungefähr dieselbe Größe herauskommt wie beim Korpus; man wird den Unterschied: rundern Duktus, größeres Spatium, kräftigern Haarstrich, an der kleinern Schriftart nicht übersehen. Warum hat man diese das Lesen erleichternden schönen Eigenschaften beim Vergrößern des „Kegels" nicht beibehalten? Um mehr Buchstaben in eine Zeile quetschen zu können. So liest sich, wenigstens für meine Augen, die runder gehaltene Kolonel ebenso gut, wie eine gequetschte Korpus, obwohl diese als viel größerer Druck erscheint. Aber im allgemeinen hat sich die Antiqua unsrer deutschen Drucker immer noch etwas besser entwickelt als die Fraktur, die gerade ihrer Schnörkel wegen mehr Raum in der Breite verlangt, als ihr gewährt wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit Recht hat seiner Zeit (ich glaube, es war 1882) Fürst Bismarck verfügt, daß bei allen amtlichen Drucksachen des Reichs (Gesetzsammlung, Statistik des deutschen Reichs, Papiergeld u. s. w.) ausschließlich Frakturlettern verwendet würden; wir wollen sie als eine berechtigte Eigentümlichkeit des Deutschen gegenüber den andern litterarischen Völkern anerkennen und bewahren. Aber unsre Frakturlettern sind jetzt degenerirt und in Gefahr, dem Schicksal des Suppenkaspers zu verfallen, so fadendünne Gestalten gehen aus den modernen Schriftgießereien hervor. Da ists kein Wunder, wenn viele die rundere, noch (!) leichter lesbare Antiqua vorziehen. Hier ist eine Reaktion dringend vonnöten, und mir scheint, als wenn wir Deutschen auch nicht eher aus der Brillenpest wieder herauskommen werden, als bis unsre Schriftgießer ihre Muster wieder in dem Schnitt des vorigen Jahrhunderts oder für die Antiqua im heutigen England suchen werden.

Vielleicht geben diese Zeilen den Anlaß, die Sache in den Schriftgießereien zu erwägen; sie geht allerdings nicht bloß diese und die Verleger und Schulmänner an, sondern jeden, dem die moderne deutsche Brillenpest ein Greuel ist.

Neue Zeitschriften. Der Aufschwung der geschichtlichen Wissenschaften in den letzten zehn Jahren, der namentlich in der geistigen Durchdringung der materiellen und geistigen, der innern und äußern Entwicklung der Völker beruht, hat zumal da die politische Geschichte die alten Scheuklappen immer enger anzieht, zur Bildung neuer Zeitschriften geführt, auf deren Wichtigkeit wir wenigstens kurz hinweisen möchten.

Die eine ist die Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Sie wird herausgegeben von St. Bauer in Brünn und drei Wiener Gelehrten: C. Grünberg, L. M. Hartmann und E. Szanto, und erscheint in der akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Freiburg i. B. und Leipzig); eben ist ihr erster Band (10 Mark) fertig geworden. R. Pöhlmann leitet ihn ein mit einem schönen Aufsatz über die Feldgemeinschaft bei Homer (verwegner Gedanke, daß ein klassischer Philologe hier schöpfen könnte, um seinen Schülern einmal gelegentlich eine Ahnung von dem Hintergrunde zu geben, vor dem sich das Kulturleben der Ilias und der Odyssee abspielt! Er glaubt es ja nicht einmal, daß es seine Pflicht ist, selbst davon eine Ahnung zu haben), Mommsen handelt über die Bewirtschaftung der Kirchengüter unter Papst Gregor I., W. Cunningham stellt die Regelung des Londoner Lehrlingswesens durch das Gewohnheitsrecht von London dar, E. Sackur bringt Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte französischer und lothringischer Klöster im zehnten und elften Jahrhundert, K. Lamprecht, ein Historiker, wie wenige begabt, tiefere geschichtliche Zusammenhänge zu erkennen und darzulegen, giebt einen Grundriß der wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen in Deutschland vom vierzehnten zum sechzehnten Jahrhundert, ohne den ein wahres Verständnis der Reformationszeit undenkbar ist. Von der grundlegenden Abhandlung von Brentano über die Volkswirtschaft und ihre konkreten Grundbedingungen und der ausführlichen Arbeit von F. Eulenburg über das Wiener Zunftwesen liegen erst die ersten Teile vor. Alle diese Aufsätze sind für jeden Gebildeten verständlich und für das geschichtliche Denken, d. h. die Grundlage unsrer Verstandesbildung, ungemein anregend; dazu sind sie in dem freien, großen Stil geschrieben, der jede junge, noch nicht in Formalismus verknöcherte Wissenschaft auszeichnet. Außer ihnen enthält der erste Band einige Kleinigkeiten und — sehr dankenswert! — ausführliche kritische Berichte über die wichtigern neuen litterarischen Erscheinungen.

Das andre Blatt ist nicht eigentlich neu, denn die Zeitschrift für Kultur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschichte hat nicht nur eine ganze Reihe von Jahren, sondern auch schon mehrere „Folgen" hinter sich; freilich ist sie bis jetzt so gut wie unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen. Mit dem 1. Oktober dieses Jahres ist nun nicht nur die Redaktion in andre Hände übergegangen, sondern zugleich ein ausgezeichneter Kreis von Mitarbeitern gewonnen worden: Herausgeber ist jetzt Steinhausen, der Verfasser der in den Grenzboten ausführlich gewürdigten Geschichte des deutschen Briefes, und die besten Köpfe, die an unsern Universitäten Kulturgeschichte, Kunstgeschichte und Sprachgeschichte lehren, haben Beiträge versprochen. Das erste Heft täuscht denn auch unsre Erwartungen nicht. Lamprecht charakterisirt geschichtlich, d. h. aus der Sache heraus entwickelnd, nicht an der Kette der Jahre hinschleifend, das deutsche Geistesleben im spätern Mittelalter. Ausgezeichnet hat er den Abschnitt über die Architektur durchdacht und gestaltet; in dem über die Malerei dieser Zeit fehlt noch das Tüpfelchen auf dem i, nämlich eine reine Darstellung der Entwicklung des malerischen Sehens von dem geistigen, Wesen und Erscheinung typisch in eins setzenden, zum materiellen oder, wenn man so will, absoluten Sehen, das durch keine geistige Vorstellung mehr gebunden ist. Gothein führt den Lesern die Gestalt des Thomas Campanella vor, des letzten Dichterphilosophen der italienischen Renaissance, Steinhausen teilt eine Reihe von sachlich wie sprachlich merkwürdigen Briefen deutscher Frauen aus dem Ende des Mittelalters mit (leider mit einigen mißglückten Angaben in den Anmerkungen), und ein letzter Aufsatz führt ins Altertum: Liebenau erzählt darin von dem Vereinswesen im römischen Reiche.

Der neue Verleger der Zeitschrift für Kulturgeschichte ist Emil Felber in Berlin.

Berichtigung. Von dem Magistrat der Stadt Boizenburg a/E. ist uns folgendes Schreiben zugegangen:

„In No. 43 Ihrer werthen Zeitschrift findet sich pag. 173 die Notiz: »wie jener als Krüppel geborene Töpfer zu Boizenburg a/E., der kürzlich in seiner Gefängnißzelle umgekommen ist; in vier Wochen hatte der kranke Mensch, der in seinen Kleiderlumpen ohne Hemd auf der Streu lag, nur einmal frisches Stroh bekommen. Vorwärts No. 239.«

Wir gestatten uns hierzu zu bemerken, daß das Leiden, welches der Töpfergeselle Giese besaß, eine Blasenfistel, ihn durchaus nicht arbeitsunfähig machte. Derselbe war aber ein völlig verkommener, arbeitsscheuer, von seinem eigenen Vater wegen seiner Trunksucht verstoßener Mensch, der 9 Jahre lang unserer Armencasse sehr viele Kosten verursachte.

Wegen seiner Unreinlichkeit war es nach Besprechung mit dem Arzte nicht möglich, ihn ins Krankenhaus aufzunehmen. Er wurde in unserer Pförtnerei, die im Winter stetig zum Aufenthalt von Kranken dient, gut verpflegt; daß er das unter ihm liegende Stroh, welches alle 14 Tage gewechselt ist, stets verunreinigte und einen unerträglichen Geruch um sich verbreitete, lag an seiner cynischen Natur. Mit einem Hemde war er gleichfalls bekleidet."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG